



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Aus Berlin.

Friede mit Belgien. — Deutsche Einheit auf der Gewerbaustellung. — Die Berliner und die Königsberger. — Burdach, Eichhorn und Dinter. — Der Gesang des Ortsbürgermeisters.

Also mit Belgien wäre nach kurzem Streite der Friede wieder hergestellt, und die Grenzboten könnten ihren ursprünglichen Beruf, den geistigen Austausch zwischen Deutschland und dem vlämischen Belgien zu vermitteln, wieder antreten, ohne sich hüben und drüben mit Differentialzöllen und mit Feindschaften aller Art bedroht zu sehen. Wenn irgend etwas, so kann dieser Friede dazu führen, daß uns die historisch entfremdeten niederdeutschen Brüder wieder recht nahe gebracht werden. Haben sie doch bei dieser Gelegenheit dem deutschen Handel mehr Zugeständnisse gemacht, als bisher der König von Hannover, dessen Gesandter Sitz und Stimme auf dem Bundestage hat und dessen Soldaten einen Theil eines deutschen Armee-corps bilden. Die Belgier haben uns die Schelde völlig freigegeben und machen Antwerpen zu einem deutschen Freihafen, während der König von Hannover auf der deutschen Elbe von deutschen Schiffsladungen einen schweren Zoll in Stade erheben läßt! Wahrlich, das Ausland hat Recht, wenn es behauptet, Deutschland in seiner vollständigen Einheit manifestire sich nur durch die Censur und andere vom Bundestag ausgehende Freiheitsbeschränkungen. In keinem geistigen und in keinerlei materiellem Interesse begegnen wir uns mit Oesterreich oder mit Hannover, und nur wenn es sich um Verbote handelt, treffen wir in Einigkeit mit ihnen zusammen. Allerdings liefert der Zollverein den Beweis, wie sehr sich den meisten deutschen Fürsten die Ueberzeugung aufgedrungen, daß eben noch ein anderes Band, als das in Frankfurt a. M. nöthig sei, um die Völker, dem Auslande gegen-

über, mit einander zu verbinden, aber wie viel fehlt noch zur völligen Realisation jenes Planes, bei welchem man übrigens Preußen die Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, daß es, wo es der höheren Idee gilt, ein pecuniäres Opfer nicht scheut, was mit dem selbstsüchtigen und goldgierigen Verfahren Hannovers um so schneidender contrastirt.

Auch bei der gegenwärtigen großen Gewerbeausstellung ist allerdings eine gemeinsame deutsche Idee vorherrschend: der Decorateur und der Tapezier haben es nicht daran fehlen lassen, die deutschen Stämme alle unter einen Hut zu bringen, und es macht sich recht imposant, wenn man in den verschiedenen Räumen des großen Hauses die alten Reichswappen mit den goldenen Inschriften: „Erzherzogthum Oesterreich“, „Stadt Wien“, „Baiern und Württemberg“ u. prangen sieht; aber die wahre Einheit hat weder der Decorateur noch der Tapezier herstellen können, denn die wunderschönen Shawls aus Wien, die verführerischen Handschuhe aus der Kaiserstadt, die glänzenden Krystalle aus Böhmen und die buntfarbigen Zige aus Prag — sie müssen alle den preussischen Einfuhrzoll erlegen, wenn sie nicht nach ihrem Vaterlande zurück, sondern nach den Magazinen hiesiger Modehändler wandern wollen. Es hat die Ausstattung des Zeughauses zum Zwecke der Ausstellung an zwanzigtausend Thaler gekostet, die die Regierung mit Liberalität hergegeben hat, und zwar sind vorzugsweise die Aufstellungen und Decorirungen der fremden Sachen dafür besorgt worden, während die hiesigen Fabrikanten die der ihrigen meistens selbst besorgt und bezahlt haben. Der Klage über den Mangel an Orientirung in dem ungeheueren Waaren- und Maschinen-Labyrinth ist jetzt zum Theil dadurch abgeholfen, daß die Ausstellungs-Commission den früher bereits ausgegebenen Grundriß der beiden Etagen des Zeughauses vervollständigte, indem sie auf demselben die Vertheilung der verschiedenen Producte bezeichnet hat. Die fremden Besucher der Ausstellung werden übrigens immer zahlreicher, so daß in keinem Gasthof mehr Platz zu finden ist. Auch an besonderen Deputirten der verschiedenen deutschen Gewerbstädte fehlt es nicht: so ist aus Augsburg Director Leo, aus Chemnitz Dr. Hülse, aus Darmstadt Commerzienrath Köhler, aus Hamburg Dr. Soetber, aus Leipzig Dr. Weinlig, aus München Hofrath Herrmann, aus Prag Dr. Kreuzberg und aus Stuttgart Professor Plieninger als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Rath bei der Ausstellungsconferenz anwesend. Möchte doch nur etwas, der deutschen Gewerbsamkeit recht Förderliches, das Resultat dieser Konferenzen sein!

Im Laufe der letzten Tage ist hier kaum von etwas Anderem gesprochen worden, als von den Vorgängen in Königsberg, die hier allgemeine Theilnahme finden. Doch man könnte von dem Verhältnisse der beiden Städte sagen, was einmal von Athen und Sparta gesagt wurde: „Die Berliner wissen, was recht ist, aber die Königs-

berger thun es.“ Wir glauben nicht, daß die hiesige Universität einen Professor besitzt, der den Muth hätte, dem Minister mit solchem Freimuth entgegen zu treten, wie es der ehrwürdige Burdach gethan, von dem die Stadt Leipzig sich rühmen kann, daß sie ihn erzeugt und erzogen hat. Herr Eichhorn hat dort manche unangenehme Wahrheit hören müssen, und zwar hatte er sich dadurch seine Stellung noch mißlicher gemacht, daß er gerade kurz vor seiner Abreise nach Königsberg die nicht blos in Preußen, sondern im ganzen nördlichen Deutschland in vielen Auflagen verbreitete und allgemein beliebte Schullehrerbibel von Dinter verbot. Der vor einigen Jahren in hohem Alter verstorbene Consistorialrath und Professor Dinter (ebenfalls ein halber Leipziger: er war nämlich in Borna geboren, studirte in Leipzig und war lange Pastor in Borna und Dresden) hatte an der Universität sowohl, als in der Stadt Königsberg, deren beliebtester Prediger er war, ein unvergängliches Andenken hinterlassen, und nun trifft ihn gerade der ministerielle Bannstrahl wegen seines angeblichen Nationalismus unmittelbar vor der Jubelfeier der während der Reformation und zur Ausbreitung derselben gestifteten Universität! Der Minister soll sehr verstimmt von Königsberg hier wieder angekommen sein.

Haben Sie schon davon gehört, daß unser Oberbürgermeister den König bei seiner bevorstehenden Rückkehr singend empfangen will? Es klingt zwar unglaublich, aber er hat selbst in einem Umlauffchreiben an die städtischen Beamten dieselben aufgefordert, ihn bei jenem Gefange zu unterstützen.

Justus.

II.

Aus Tirol.

Im Innthale.

Literarische Bestrebungen, Lobhudeleien, Schmähungen und Zelotismus. — Jäger's Tyrol im Jahre 1703. — Beda Weber. — Eine Hausdurchsuchung und ein Unterthanentreue-Nevers.

Kaum trägt der Baum der Dichtung in unserem Vaterlande einige spärliche Blüten und Früchte, so ist mit dem Frühling der Poesie auch Eris eingezogen, und die wenigen Männer, deren Name der deutschen Literatur nicht fremd, haben nichts Eiligeres zu thun, als sich gegenseitig mit Roth zu bespritzen. — Die erste harmlose Besprechung von Tirols „poetischen Regungen“ rief eine Reihe polemischer Artikel hervor, deren Verfasser mit mehr oder minder Geschick pro locis et aris (?) kämpfend, nicht bedachten, wie wenig ehrenvoll ihr Kampf sei, und wie das an Productionen höheren Werthes noch immer arme Land nur zum Gespötte der productiven deutschen Provinzen werde, die nicht mit Unrecht „viel Geschrei und wenig Wolle“ sagen dürfen. — Artikel aus Parteien- und Religionshaß hervor-

gegangen, haben uns unter den Vertretern tirolischer Literatur Namen genannt, über die wir mit billigem Rechte staunen dürfen. — Man nannte uns Männer, wie F. H. Weninger und Stappold, die durch mittelmäßige und höchst unbedeutende ascetische Büchlein kaum den untern Volksklassen bekannt, sich bisher weder in Wort noch That zur Höhe eines poetischen oder philosophischen Gedankens emporzuschwingen vermochten. — Man scheute sich nicht, einen Namen wie Stappold zu nennen, dessen Name mit unverlöschlichen Zügen in der Geschichte der Religionsverfolgungen steht, dessen Name im Munde der heimatlosen Zillertaler nur von Verwünschungen begleitet ist. — Nicht als Schriftsteller, wohl aber als Verfasser eines energischen Majestätsgesuches zur Vertreibung der protestantischen Zillertaler, ist er bekannt, und es ist an der Zeit, daß solch' jämmerliche Lobhudelen, wie die, mit denen ein seiner politischen Richtung angehöriges Blatt ihn überschüttete, dem Lichte historischer Wahrheit weichen. Es ist kaum glaublich, daß in den genannten Besprechungen tirolischer Zustände, Individuen als Dichter genannt und gelobhudelt wurden, deren Erzeugnissen die Druckerpresse noch eine terra incognita ist und vielleicht auch bleiben wird. Solchen Berichterstattem möchte man wohl mit Hamlet arufen:

„Let the doors be shut upon him; that he may play the fool nowhere but in his own house.“

Da es nicht der Zweck dieser Zeilen ist, der Welt die poetischen Verdienste der Tirolerdichter nochmals wiederzukäuen, so gehe ich nach dieser kurzen Einleitung, hervorgerufen durch die tiefe allseitige Enttäuschung über geschmack- wie gewissenlose Besprechungen nationaler Verhältnisse, zu des in letzter Zeit vielgenannten A. Jäger's neu erschienenem Werke „Tirol im Jahre 1703“ (Innsbruck, Wagner 1844) über. Es ist um so erfreulicher über diese ausgezeichnete historische Arbeit vortheilhaft berichten zu können, als wir mit den entschieden liberalen Tendenzen und dem tiefen Patriotismus, aus dem seine auch in diesen Blättern besprochene Vorlesung nach Angabe Ihres Correspondenten hervorgegangen sein soll, noch sehr im Unklaren sind. Manche, ja Viele, die unsere einheimischen Verhältnisse und die Stellung, die die verschiedenen geistlichen Corporationen zu einander einnehmen, genau kennen, sind mit dem Verfasser dieser Zeilen der Ansicht, daß die Abneigung des Benedictiners gegen den Jesuitenorden, und nicht liberaler Patriotismus die wahre Quelle jenes freisinnigen historischen Vortrags war. Wie dem auch sei, so ist hier nicht der Ort weiter seine Motive zu verfolgen. Da an eine ausführliche tiefere Besprechung des genannten historischen Werkes des Raumes dieser Spalten halber nicht zu denken, und es auch schon anderwärts seine Würdigung erfahren, will ich nur mit kurzen Worten der Vor-

züge wie der Mängel derselben erwähnen. Diese historische Forschung, klare Anschauung der Verhältnisse, so wie deren unparteiische Darstellung bilden die Vorzüge dieser historischen Skizze, deren stylistische Ausführung leider auffallend vernachlässigt ist.

Beda Weber, der in letzter Zeit ebenfalls vielgenannt wurde, hatte einen Ruf als Director des Gymnasiums zu Siegmaringen erhalten; da jedoch durch seine Entfernung vom Gymnasium zu Meran Albert Jäger dessen Stelle als Professor hätte einnehmen und sein Amt als Erzieher der Kinder des Gouverneurs von Tirol niederlegen müssen, so war Beda Weber genöthigt, den sehr vortheilhaften Antrag abzulehnen.

Als Beitrag zu Hausdurchsuchungen wegen Verdacht eines Pressvergehens, kann die in jüngster Zeit bei dem in Innsbruck als Literat lebenden F. Freiherrn von Fennberg, stattgehabe Disstation dienen. Derselbe wurde fünf Uhr früh in seiner Wohnung überfallen, dessen Papiere und Journale*) weggenommen und versiegelt, und eine darauf bezügliche Untersuchung gegen ihn eröffnet, deren Resultat eine Verurtheilung zu viertägigem Arreste war, der im Recurswege auf zwei Tage ermäßigt wurde. Merkwürdig ist es, daß er, ehe er die Bewilligung erhielt, sich in's Ausland begeben zu dürfen, einen Revers unterzeichnen mußte, sich auch im Auslande als getreuer österreichischer Unterthan zu betragen! Die verpfändete Unterthanentreue kam auf zwölf Kreuzer R. W. zu stehen, da der Act auf Stempelpapier geschrieben werden mußte.

III.

Aus Stuttgart.

Von Herdegen's Entlassung. — Freiherr von Berlichingen. — Vereinswuth. — Ein Selbstmord. — Friedrich Adte. — Das Sommertheater in Cannstadt.

Die Entlassung des Finanzministers von Herdegen hat zu vielen Besprechungen der württembergischen Finanzzustände Veranlassung gegeben, so wie nicht minder zu Ausfällen gegen die Adelspartei und den als Candidaten für das erledigte Ministerium bezeichneten Freiherrn von Berlichingen. Ein norddeutsches Blatt entfesselt sogar über die Möglichkeit, daß ein Nachkomme des Götz mit der eisernen Faust das Ruder der Finanzen führen sollte, obgleich Niemand weniger als Freiherr von Berlichingen daran dachte, Minister zu werden. Seine Entlassung erfolgte nicht, wie er selbst im Merkur darzustellen sich bemühte, in Folge der Eisenbahngesetze und seiner An-

*) Unter den weggenommenen Zeitschriften befanden sich „Gazette de France“, die „Augsburger Allgem.“, „Leipz. Theater-Chronik“ und „Gazette de Tribunaux.“

hänglichkeit an parlamentarische Principien, sondern wegen übereilter Reduction des Zinsfußes der Staatsschuld. Alle disponiblen Fonds, mit ihnen die von den Ständen zum Beginn der Eisenbahnbauten bewilligten drei Millionen zweimalhunderttausend Gulden mußten zur Heimzahlung verwendet werden. Ganz richtig haben viele Blätter behauptet, daß die in Rede stehende Reduction weit eher ein Gegenstand der parlamentarischen Berathung gewesen, als die Abweisung von Privatgesellschaften zur Uebernahme der Eisenbahnbauten. Um so bemerkenswerther ist, daß seiner officiellen Entlassung selbst der übliche Beisatz „in Gnaden“ fehlt, als eben jene Reduction, höherem Orts projectirt, nur durch die unzeitige Nachgiebigkeit die Ursache seines Falles geworden. Dem Vernehmen nach bezeichnet man ihn als künftiges Mitglied für die Kammer, was dem neuen Ministerium einen schwierigen Standpunkt schaffen würde. Glaubwürdigen Quellen zufolge soll der gegenwärtige Hofkammerpräsident, von Gärtner, der Nachfolger im Ministerium sein. — Unter den localen Verhältnissen verdient eine seit kurzer Zeit eingerissene Vereinswuth eine aufmerksame Beachtung. Die Stadt zählt über fünfzig Leichencassenvereine und eine wenig geringere Anzahl von Wöchnerin-Unterstützungs-Kindbettcassen und Aussteuervereinen, deren hauptsächlichliche Tendenz doch die indirecte Nuzziehung der Gränder ist und in der Folge eine unverfiegbare Quelle von Mißbräuchen und Betrügereien sein wird. Die Gistmischevin Rudhart äußerte: „sie habe ihren Aften in drei Leichencassen.“ Die Regierung dürfte wahrscheinlich einschreiten, um die Mitglieder solcher Cassen durch strenge Beaussichtigung der Vorsteher wo möglich sicher zu stellen. — Der ehemalige Stadtrichter und Berordnete, von Rümelin, wurde unweit Uhlbach erstochen gefunden. Die Umstände zeugten für Selbstmord und widrige Familienverhältnisse werden als Motiv angegeben. — Vom geheimen Legationsrath Friedrich Kölle, der durch seine „Betrachtungen über Diplomatie“ und die „Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen“ eine namhafte Lücke in unserer Literatur ausfüllte und den französischen Diplomaten Glafant an Gewandtheit der Darstellung, scharfer Auffassung der Verhältnisse und diplomatischer Induction weit hinter sich läßt, steht ein neues Werk über Italien zu erwarten. Die eigenthümliche, in beinahe machiavellistischem Geiste gehaltene Weise seiner Schreibart, vereinigt mit den ihm auch zu Gebote stehenden geistigen, so wie materiellen Mitteln (Kölle war siebenzehn Jahre württembergischer Geschäftsträger am römischen Hofe) berechtigen zu großen Erwartungen. — Zum Schluß dieser Zeilen einige Worte über die Sommervorstellungen im Theater zu Kannstadt. Dieselben waren im Verhältnisse zu der Abwesenheit der vorzüglichsten Mitglieder der Oper und des Schauspiels noch immer für ein besseres Badepublicum anziehend, vorzüglich sind die Aufführungen der kleineren Opern zu erwähnen.

Demoiselle Pobuda, die als erste Sängerin gastirte, ist voll Talent, im Besitze schöner Stimmittel und einnehmender Gestalt und dürfte als die beste Gabe der Sommersaison betrachtet werden. Vorzüglich gelungen war ihre Durchführung der Gabriele im „Nachtlager von Granada“. Der im Gefolge des Herzogs Max von Baiern anwesende Zitherspieler Pehmaier gab ein Concert, in dem er viele Piecen mit großer Meisterschaft vortrug. Herr Moritz und Madame Wittmann sprachen „Bekennnisse eines Brautpaares“ von Feldmann. Der namenlose Unsinn und die gänzliche Gehaltlosigkeit dieses Nachwerks wurde durch den Vortrag des Künstlers erst recht hervorgehoben, während ein minder gelungener Vortrag das Ganze hätte spurlos verschwinden lassen. Am 1. kommenden Monats wird die Bühne mit „Wilhelm Tell“ eröffnet werden.

Th. West.

IV.

Aus Hamburg.

Elschiffahrtsvertrag. — Ein neuer israelitischer Tempel. — Israelitische Freischule. — Toleranz. — Theater-Kritik und Polemik.

Bei schönem Wetter — Gott Lob, wir haben es endlich wieder! — sind wohl die Menschen freundlicher und die Straßen gangbarer, aber die Hamburger Bürgerschaft zeigte sich letzter Tage auch bei goldenem Sonnenschein starkköpfig und mürrisch. Die Proposition des Rathes in Betreff der Genehmigung des zu Dresden im April d. J. abgeschlossenen Elschiffahrtsvertrages ward abermals zurückgewiesen, wie schon früher. Damit aber gibt sich ein hochedler Rath, wie er ungefähr in gleichen Worten sagt, noch keinesweges zufrieden, sondern beehrte, bei der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache, eine Wahl von Kirchspielsdeputirten, mit welchen Senatsbevollmächtigte auf's Neue die Berathung der Sache vorzunehmen haben. Das Resultat wird jedoch schwerlich von dem bisherigen abweichen. Die allgemeine Stimme ist entschieden gegen die Ratification, und ich habe in ähnlichen Fällen noch immer wahrgenommen, daß der kaufmännische Instinkt fast unfehlbar Gutes vom Bösen zu unterscheiden weiß, wenn seine eigenen nächsten Interessen in Frage stehen. Diesmal ist die Frage eine mercantillische. Darum wird die vox populi wohl einen recht gescheidten Ausspruch gethan haben. — An sonstigen Tagesereignissen verdient noch die am 5. d. M. stattgefundene Eröffnung des neuen israelitischen Tempels Erwähnung. Unmittelbar an der Straße darf sich ein jüdisches Gotteshaus in Hamburg noch immer nicht blicken lassen. Die Toleranz erstreckt sich bis jetzt noch auf Hintergebäude. Sie verbirgt ihr Angesicht halb vor der christlichen Welt, aus welcher übrigens Repräsentanten der höchsten Staatsbür-

ger, des Senates, des Oberalten-Collegiums u. s. w. bei der Einweihung des neuen israelitischen Tempels zugegen waren. Der ältere faßte die große Zahl Derer nicht mehr, welche sich im Laufe der Jahre dem geläuterten mosaischen Cultus angeschlossen hatten. Er hatte bei seinem Austausch mit den erbittertsten Anfeindungen der orthodoxen Partei zu kämpfen, schlug sie aber entschieden und konnte sich später des Triumphes rühmen, stärkern Anwachs gerade aus dem Heere seiner ehemaligen Gegner empfangen zu haben. Zwei tüchtige Kanzelredner wirkten seit dem Jahre 1818 am Hamburger israelitischen Tempel — die Prediger Kley und Salomon, von welchen Letzterer auch am neuen Gotteshause fortwirkt und namentlich durch die klare, kräftige und beziehungsreiche Einweihungsrede bewies, daß sich die jüdische Homiletik durch solche Repräsentanten der gerühmtesten christlichen eines Dräseke, Köhr u. s. w. ohne Scheu an die Seite stellen darf. Dr. Kley entsagte seit 1840 dem Predigeramte und gehört jetzt, als Director einer in vieler Hinsicht vortrefflichen israelitischen Freischule ausschließlich dem Lehrerberufe an. Im Allgemeinen geschieht hier überraschend viel für die Bildung und praktische Erziehung der jüngeren jüdischen Generation. Wenn sich dennoch jeder frische Nachwuchs zum größten Theile dem Handelsstande zuwendet, so liegt der Grund hauptsächlich in der leidigen Beschränkung des Terrains, worauf der Jude später zu wirken vermag, nicht als Staatsbürger oder Eingeseßener, sondern, trotz des seit kurzem gestatteten Grundbesitzes, nur als Geduldeter, Schutgenießender. Näheres über Geschichte und Verhältnisse der Hamburger Juden schreibe ich Ihnen in einem späteren Briefe. In ihrer Vergangenheit steht manches Moment mit der Cultur- und Sittengeschichte Hamburgs in engerer Verbindung, als sich's beim flüchtigen Uebersehen darthut. Erfreulich ist, daß seit geraumer Zeit die Parteikämpfe unter den hiesigen Israeliten ihr Ende erreicht haben. Der letzte Zankapfel war ein vom Tempelverein publicirtes Gebetbuch. Ganze Riese Papier sind hier und auswärts darüber verschrieben worden.

Wie ich vernahm, hat die Stadttheaterdirection eine Phrase meines vorletzten Briefes sehr übel aufgenommen. Ich sprach von dem Verbot, welches das im Thaliatheater erwartete Kinderballet der Wienerin Weiß betroffen hatte und fügte hinzu — Fama behauptete, eine rivalisirende Theaterdirection könne wohl einigen mephistophelischen Einfluß in dieser Angelegenheit entwickelt haben. Natürlich gelte ich jetzt als ein Generalböfewicht, als Erzfeind des Stadttheaters und als Champion der Thaliatheaterdirection, als ein Mensch, der mehr als je „den Schelm im Nacken“ hat und als ein Undankbarer obendrein, denn man hat ja ein paar Stücke aus meiner Feder gütigst zur Darstellung angenommen und — nicht minder bereitwillig wie bei andern Autoren im Voraus honorirt. Wirklich, anerkennungs-

werth — aber habe ich etwa deshalb den verehrten Herren Directoren meine Feder contractlich überlassen, muß ich deshalb in die hier gegenwärtig wieder stark anschwellende Reihe jener gehorsamst ergebene Theaterklatsch-Fabrikanten treten, die ohne Gesinnung, Ueberzeugung und eigentliches Interesse in Sachen der Kunst ihr creditloses Pensum in diesem oder jenem Journal abliefern, ihre Schreibfiele statt in gewöhnliche Galläpfelrüffigkeit, in schmutzigen, klebrigen Syrup tauchen, in jeder Zeile sechs Kagenbuckel und drei Krastfüße machen, die Schauspieler im Tadel nicht anfassen, sondern nur betüpfeln, sanftmüthig figeln, so daß man immer nicht recht weiß, ob der Scribent schmeicheln oder unhöflich sein will. Ueber solche Leute, und schwasteten sie den horribelsten Unsinn in Theaterdingen, beklagt man sich nicht. Gott bewahre! Lebt auch im Innern die Verachtung, oder besser die richtige Werthschätzung — man muß nur, wie ich vor Kurzem einmal, einen der Herren Theaterdirectoren in vor-sündfluthlicher Grobheit und Rücksichtslosigkeit sich über Hamburgische Kritik aussprechen hören — unter einem oder sechs Augen — acht wären schon zu viel — drückt man ihnen leutseligst die Hand, klopft ihnen auf die Schulter, füllt ihnen die Taschen mit Extrafreibilletts und handelt am Ende, gedenkt man hier der allgemeinen praktischen Directionsflugheit, grundgescheidt. Dies zugegeben, erwarte ich von den ehrenwerthen Leitern des Hamburger Kunsttempels nicht minder, daß sie von einem Magister Kagenbuckel und Allerweltsfreund den freien, unabhängigen Mann zu unterscheiden wissen, der, wie er mit freudigstem Eifer alles Gute, Tüchtige, Ausgezeichnete eines Kunstinstitutes über die engen Localgrenzen hinaus zur öffentlichen Kenntniß bringt, sich nicht minder für verpflichtet hält, wenn es die Umstände bedingen, auch einmal Unangenehmes zu schreiben. Konnte ich dafür, wenn Sama in einer allgemein besprochenen, sogar von politischen Zeitungen erörterten Theaterangelegenheit so Ungeheuerliches plauderte? Wahrheit oder Lüge, die Behauptung an und für sich, vielfach gehört, war nicht die meine, also wird eine etwa bei Ihnen eingelaufene „Erklärung“ nur als gegen Madame Sama gerichtet zu betrachten sein.

V.

Die Politik des Tages.

Auf den Grenzen stehen die Boten, und sie werfen einen Blick über die Nachbarländer unwillkürlich, wenn der Donner des groben Geschüzes der Flotten und Landheere in ihre Ohren dröhnt. Den Deutschen verrostet das Schwert in der Scheide und der Huf verfault an dem Fuße des Streitrosses. Anders im Lande der Franken, wo die kampfluftige Jugend unter Anführung der Fürstensöhne das

Antlitz in Afrikas Hitze bräunt und die Ufer von Tanger mit einem
 Feuermeer überschüttet. Der Franke kämpft seit fünfzehn Jahren
 in den heißen Steppen Algeriens und richtet von seinen Flotten die
 Feuerschünde auf die Gestade der Mauren, um erlittene Unbilden
 grandios zu rächen. Anders in Wien und Berlin, wo man die Spei-
 sen für den Magen, wie für Auge und Ohr zu würzen versteht.
 Wie unvergleichlich spielt nicht Herr Liszt, der Träger des Ordens
 pour le mérite, und wie harmonisch dazu singt die Podesta. Wie
 sentimental die Antigone, und wie prachswoll der Prometheus
 des Aeschylus. Der Plautus fehlt noch mit seinem Pönulus, um
 die harmonische Trias zu der göttlichen Dreieinigkeit zu gestalten.
 Die Politik ist schon längst eine verbotene Waare in Deutschland,
 weil die Diplomatie hinlänglich das deutsche Bedürfnis befriedigt.
 Recht so! Wir erfreuen uns des ewigen Friedens, und wenn es ja
 der Franzmann, Russe oder Engländer wagen sollte, zu uns herüber-
 zublicken, um die genossenen Früchte des Krieges noch einmal zu ko-
 sten, weiß ihn die Diplomatie urplötzlich in die Schwänke zurückzu-
 weisen. Darum versteh ich es nicht, warum auf den Budgets noch
 die Militäretats mit so vielen Millionen figuriren, gleichsam als sei
 es ein deutsches Nationalbedürfnis für den Städter und Landmann,
 ihm sein köstliches, zum Leben so gedeihliches Blut für Nichts und
 wieder Nichts abzapfen. Wozu Krieger, wo ein Krieg undenkbar
 ist und der Gedanke daran schon zum Irrenhaus den armen Tropf
 verdammt. Doch, bald wird es kommen, wo kein glücklicheres Volk
 ist, als das deutsche, was da schwelgt, zecht, zehrt, lärmt und schilt,
 in einer ewigen Friedenszeit. Wie dürsten wir doch unsere Väter, die
 Einfältigen, die Thoren, verlachen, die so bornirt waren, unter Ar-
 min die Römer und unter Wittekind die christliche Kirche zu be-
 kämpfen. Uns Veteranen, die wir die abscheulich revolutionäre Zeit
 von 1789—1815 verdammt waren, in halsbrechenden Kämpfen zu
 vergeuden, möge man es nicht ungnädig aufnehmen, wenn wir einfältig
 und unerfahren, wie wir sind, die so glückliche Friedenszeit nicht zu würdigen
 wissen. Wir gaffen die Gestalten an, vor welchen wir niederknien
 sollen, wie Prometheus auf dem Felde zu Mekone die Götter, welche
 sich mit den Männern, wie heute die Reichsräthe mit den Deputirten
 in ihren Kammern, versammelten, um über die Glücksgüter der Sterb-
 lichen zu würfeln. Und wie der Titan so kühn und frech, weil er
 sich weigerte, der Götter Unterthan zu sein, an die Felsen des Kau-
 kasmus von den wackeren Gesellen auf Mythitene geschmiedet ward, so
 sind von uns und unseren Freunden so viele in ein gleiches Verhäng-
 nis geführt, weil wir, gleich dem Prometheus, zu unkundig waren,
 die goldene Zeit zu erkennen, die als irdisches Paradies von der ma-
 jestas Dei unserm sterblichen Auge vorgehalten wurde. Heute aber,
 nachdem wir die wohlverdienten Strafen Jahre lang erduldet, aus

demnos (?)

der Unterwelt von Charon über den Styr zurück, auf der Oberwelt angekommen sind, gewahren wir die göttliche Friedenszeit mit den Dampfschiffen, den Dampfwagen, den Pasteten und Backwerken, den bunten Bändern in den Knopflöchern, den silbernen und goldenen Uniformen, den Schauspielen und Concerten, den Legionen von Ess- und Trinkgelagen, und erkennen auf's Deutlichste, daß der Magenmensch ein ganz anderes Product sei, als der Geistesmensch. Also kein Krieg, noch weniger eine Zeit, wie die von 1789—1815; nur Friede, wie die goldene Epoche von 1815— in die Ewigkeit, d. h. die deutsche Ewigkeit.

Osterode am Harze, den 29. August 1844.

Dr. G. König.

VI.

Notizen.

Joel Jacoby. — Gegen die deutsche Flotte. — Die Berliner Kunstausstellung. — Lorenzen. — Herrn Prof. Gubig.

— Die gekreuzte Null in der Deutschen Allgemeinen (Joel Jacoby) hat unlängst wieder eine brillante Vorstellung im journalistischen Seitentanz gegeben. Wir meinen seine Zusammenstellung der Königsberger Jubelfeier, der Berliner Gewerbeausstellung und der großen Wallfahrt zum ungenährten Christusrock in Trier; alle drei Erscheinungen feiert er, als erfreuliche Zeichen der Zeit, mit gleich salbungsvoller Begeisterung; er muntert die freie Wissenschaft auf, wacker fortzustreben, er klopf dem industriellen, freisinnigen Bürgerthum auf die Schulter, und er ist poetisch gerührt über den kindlichen Glauben der Völker und über die ewige Gewalt sinnlicher Kirchenpracht. Man kann nicht sagen, daß er gefinnungslos — pfui über den banalen, bornirten Vorwurf! In der That ist er dies nicht auf gewöhnliche Weise, sonst würde er seine verschiedenfarbigen Expectorationen in verschiedene Organe ausschütten. Er thut es in einem und demselben Blatt, in einem und demselben Brief. Er ist, wie der modernste König, allen Meinungen zugleich auf das Gnädigste gewogen; er will blos jeder „Partie“ zeigen, wie viel Anpreisungsfähiges sie hat, und wie jede Richtung zur vollsten Zufriedenheit bedient werden könnte, wenn die geschickten Federn nicht so selten wären. Wir glauben immer noch, daß der Mann seine Carriere machen wird. Ist doch selbst Hofrath Rousseau placirt worden, der lange nicht so viel Geist wie Joel und vor Allem nicht sein diplomatisches *savoir vivre* hat. Bewunderungswürdig ist Joel Jacoby, wenn er angegriffen wird. Man schildert seine Persönlichkeit als die eines gehegten, dämonischen Abenteurers. Und wie ganz anders weiß er sich in der Zeitung zu geben! Er parirt die größtenteils deutschen Stöße mit der

gracitösen Leichtigkeit eines französischen Fechtmeisters. Werft ihm Ver-
rath und Lüge und Speichelleckerei in's Gesicht, und er wird mit lä-
chelnder Herablassung, gleichsam eine Priese nehmend, antworten: Lie-
bes Kind, werden Sie nur erst etwas älter oder blasirter, und Sie
werden anders sprechen.

— Fast ein Gegenstück zu dem Seiltänzer ist ein anderer Cor-
respondent der Deutschen Allgemeinen, der sich über das nationale
Geschrei nach einer Kriegsmarine ärgert und mit seltener Gradheit
und Ueberzeugung eine deutsche Flotte für thörichten Luxus erklärt.
Wir glauben, eine deutsche Seemacht wäre gar nicht übel, und müs-
sen nur über Diejenigen lächeln, die sich das Ding so leicht denken.
Der Deutschallgemeine aber meint, unsere Handelschiffe seien bis jetzt
überall gut und sicher durchgekommen und würden auch später, ohne
Kanonen, von jedem rechtlichen Staat anständig behandelt werden.
Das ist wahr. Wenn man sich ordentlich aufführt, wenn man der
Polizei den schuldigen Respect erweist, kommt man durch die ganze
Welt. Freilich gibt es zu Wasser wie zu Lande rohe und gewaltthä-
tige Menschen; man kann sogar von Seeräubern mißhandelt werden,
die gar mächtig sind. Aber am Ende ist ein Seeräuber doch nur ein
gemeiner Mensch, ein ehrloser Verbrecher. Der kann Einen gar nicht
beleidigen.

— Zur Berliner Kunstausstellung waren bis zum 5. Septem-
ber bereits an viertausend Kunstwerke eingelaufen, von denen freilich
ein großer Theil in die „Todtenkammer“ (der Platz für die nicht auf-
genommenen Bilder) geworfen wurde. Die Ausstellung von 1842,
die zu den bedeutendsten gerechnet wurde, zählte nur eintausend fünf-
hundert und sechzig Nummern.

— Dem bekannten Dr. Lorenzen in Kiel, der über die „Frö-
sche“ des Aristophanes lesen wollte, hat die dänische Regierung den
Lehrstuhl verboten. Das Quacken aristophanischer Frösche hätte wahr-
scheinlich den Sprachstreit noch mehr erhitzen können. Hier paßt das
Wort: Etwas ist faul im Staat von Dänemark!

— Herrn Professor Gubitz müssen wir, wegen der uns zugefand-
ten „Erklärung“, aus Mangel an Raum ersuchen bis zur kommenden
Woche warten zu wollen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.